

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Die Damentasche und ihre Geschichte.

Zu den unentbehrlichsten Gegenständen der Dame von heute gehört die Tasche, aber nicht die im Kleid, sondern die Handtasche, in die sie all ihre Sachen und Säckelchen gepackt hat und von der sie sich nicht trennt. Die Mode verliert immer wieder, die nun bereits so lange währende Herrschaft dieser selbständigen Tasche zu vernichten, indem sie Taschen an den Kleidern anbringt, aber die Tasche ist nun einmal in der Damentasche verortet: sie zerfällt, sobald sie offen als Tasche auftritt, die einheitliche Silhouette des heutigen Stils, und wenn man sie wieder irgendwo im Verborgenen verortet, dann ist sie unpraktischer als die Handtasche, die die Dame zwar vielfach verlegt oder gar liegen läßt, zu der sie doch am wenigsten, wenn sie sie hat, gleich zurückkehrt. Die Handtasche hat stets ihre Blüte gehabt, wenn die Kleidermode aus der Mode verfiel, und umgekehrt. Das Altertum kannte zwar die Tasche in unierem Sinne überhaupt nicht; die altägyptische Damenmode aber half sich in derselben Weise, wie es auch heute wieder geschieht, indem die Schönen von Athen ihre Ringe, ihr Geld, ihre Schmuckstücke usw. im Gürtel oder in der Brustbinde trugen. Erst im Mittelalter ist die Tasche als selbständige Erscheinung in die Damenmode eingeführt worden, und zwar wurde eine Einrichtung, die zunächst ganz anderen Zwecken gedient hatte, in das Bereich der Frauenkleidung gezogen. Die Beutelmode wandelte sich mit Taschen herum, in denen sie die unentbehrlichen Utensilien nach dem Kloster brauten, und diese geräumigen und groben Almolentaschen dienten nun den Damen in stierlich fester Umformung für ihre Zwecke. Diese ersten Damentaschen, die sog. samonieres, waren in Gold und Seide gestickt, und als die Ritter auf ihren Kreuzzügen dann die im Orient bereits übliche Form der Tasche kennen lernten, brachten sie ihren Damen köstliche Taschen in zürlichem Geschmack mit, die mit stierlichen Ketten an dem Gürtelbenden der gotischen Kleidung befestigt und von den Damen zum Schmuck beim Kirchgang getragen wurden. Allmählich gehört die Tasche notwendig zur Erscheinung der mittelalterlichen Frau im Hause; außerhalb der Wohnung trug sie Zieretaschen, aber viel leistungsfähiger: doch sind sogar Konstantin auf ihren Grabsteinen in großer Toilette mit solchen Zieretaschen abgebildet. Die Tasche, die aus Leder oder gewebtem Stoff mit gerichter oder gestickter Arbeit bestand, hing an einem langen Riemen vom Gürtel herab, und besonders wurden hier die Schlüssel, dieses Ehrenzeichen der Hausfrau, bewahrt, so daß die Tasche selbst zu einem Hausfrauen-Symbol wurde. Diese Stimmung des Hausmütterlichen tritt dann auch bei der sog. Damentasche der deutschen Renaissance an, die an langer Kette oder seidener Schnur über dem maulerlich gerafften Oberleid angebracht wurde.

Die Tasche hat im Mittelalter in der Toilette der Frau eine große Rolle gespielt; Dichtung, Geschichte und Sage denken ihrer immer wieder. Von der Tasche, in der die Herren des Mittelalters ihre Zaubererkerben verbergen, bis zu der Tasche der altfranzösischen Königin Margot, die darin die Liebe von den Herren ihrer verschiedenen Geliebten bewahrt haben soll, begegnen wir diesem Gegenstand immer wieder im Frauenleben der Vergangenheit. Im Rokoko, in dem der raffig gezeichnete Reifrock mit seiner reichen Verzierung das Anbringen einer Kordtasche besonders lächerlich machte, kamen Kordtaschen auf, die nach der Pompadour, der angeblichen Erfinderin dieser weiten Utensilien, ihren Namen erhielten. In dem Frauenzimmer des 17. Jahrhunderts von 1715, das einen so erschöpfenden Überblick über die Mode der damaligen Zeit bietet, finden wir die Damentasche erwähnt als „ein künstlich runder, aus Brotat, Samt, Woll, Damast oder anderem Feinzeug gewählter und an einen silbernen oder stählernen Bügel gefesteter Beutel, den das Frauenzimmer vermöge des daran befindlichen Gabels oder Ringes von vorn an die Hüften zu hängen und ihr Ausgabegeld darin zu verwahren pflegt. Sie werden insgesamt unten am Ende mit allerhand goldnen oder silbernen Quasten oder Trödeln gezieret.“ Die materielle Wirkung, die die Tasche im Damentasche hatte, dadurch daß sie an den Rock angehängt wurde, ging ihr freilich bereits mit dem Pompadour verloren; sie löste sich nun erst völlig von dem Rock selbst los und begann ein Eigenleben zu führen. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts, die sich glatt und bündig um den Körper legten, war für Taschen überhaupt kein Platz mehr. Zunächst ließen sich die Schönen der Directoirezeit Taschen und Bortemonnaie von einer Dienerin nachtragen. Aber da man die Dienerin nicht immer zur Hand und überhaupt nicht immer eine Dienerin hatte, so entstand ein neuer Luxus in Damentaschen, die im antiken Geschmack

nach den altgriechischen retoulas oder Jagdtaschen zunächst „retoulas“ genannt wurden. Dies römische Wort aber lag dem französischen „sac“ so nahe, als daß man es nicht bald verwechselte hätte, und obgleich die Taschen zunächst nichts Lächerliches an sich hatten, erhielten sie doch überall den Namen Ridicule, den sie sich dann durch groteske Verzerrungen mit langen Schnüren usw. verdienten. Neben der Tasche war ein großer Beutel beliebt, der nach dem altgriechischen „balantion“ die Bezeichnung „Balantion“ empfing. Mit dem Viermeister endete die Mode der taschenlosen Kleider, und nun verdrängte auch die Damentasche, die erst im 20. Jahrhundert wieder zur tyrannischen Herrschaft im Modereich gelangt ist.

Berühmte Männer mit dem bösen Blick.

Der Glaube an den bösen Blick ist von uralten Zeiten bis in die Gegenwart über die ganze Welt verbreitet und bildet daher eines der wichtigsten Kapitel in der Geschichte des Aberglaubens. Der Erforschung dieses interessanten Gebietes widmet sich seit längerer Zeit ein Hamburger Augenarzt Dr. S. Seligmann, und er läßt nun im Verlage von L. Friedländer und Co. in Hamburg den ersten Band eines grundlegenden Werkes erscheinen, das den Titel „Die Zauberkraft des Auges und das Versehen“ führt und das gesamte unerschöpfte Material in systematischer Durcharbeitung vereinigt. Unter den zahlreichen Wesen, denen der „böse Blick“ zugeschrieben wird, interessieren uns besonders die Menschen, und zwar hat man eine ganze Reihe berühmter Männer mit dieser magischen Macht ausgestattet. Im Altertum wurde der lateinische Arzt Aesculapius dieser unheilvollen Wirkung eines Auges angefaßt, und auch von einem gewissen Saturnus von Ephesus heißt es, daß er durch seinen Blick töten konnte. Im Mittelalter wurde dem berühmten Katalaner Pater die Eigenschaft zugeschrieben, und lange erhielt sich die Redensart „Schrecklich wie das Auge des Pater“. Von Ludwig XIV. wird erzählt, daß ein Blick von ihm der Tod des Racine zur Folge gehabt habe. So manche dämonische Verfallschick des 19. Jahrhunderts ist mit dieser düsteren Fähigkeit ausgestattet worden. Besonders waren es die Italiener, die mit der Anlage des bösen Blickes reichlich waren. Lord Byron stand z. B. in dem Verdacht des „Malocchio“. Auch in dem Bild Heinrich Heines muß etwas Unheimliches gelegen haben, denn der Komponist Bellini behauptete, seine Augen, die hinter geübten Brillengläsern hervorblitzten, hätten etwas Teufliches. Der Spötter Heine stellte daraufhin dem abergläubigen Italiener über sich. Er trat eines Tages bei der Primasella von Poggio a Caiano auf Bellini zu und sagte ihm seinen nahen Tod voraus. Als Bellini im höchsten Schrecken mit seinen Fingern die Hörner machte — ein Gegenmittel gegen den bösen Blick — sagte Heine düster: „Gehet nur noch, was Euch vom Leben bleibt; Euer Genie verdammt Euch dazu, hung zu sterben, wie Raffaele, wie Mozart.“ Dielem schlimmen Scherz folgte der traurige Ernst. Bellini war vier Tage danach tot. Auch der Komponist Offenbach stand in Wien und Paris in dem Ruf eines gefährlichen „Settatore“. Das abergläubische Bühnenvolk fürchtete sich vor ihm und schrieb seinem Erscheinen alles mögliche Unheil zu. „Die Theater, wo man keine Opern spielt“, hieß es, „brennen eins nach dem andern ab; den Sängerinnen ist der Hals wie zugeschnitten; die Tänzerinnen verrennen sich und verlieren ihre Anmut.“ Der Glaube an seinen unheilvollen Einfluss erreichte seinen Höhepunkt, als bei der Aufführung seines letzten Werkes „Hoffmanns Erzählungen“ das fürchterliche Brandunglück im Wiener Ringtheater stattfand. Der französische Dichter Théophile Gautier fürchtete sich vor Offenbach, daß er sich niemals entschließen konnte, seinen Namen zu schreiben. „Am nichts in der Welt“, erzählte seine Tochter, „hätte mein Vater je der Aufführung einer Offenbachschen Operette beigewohnt.“ Ebenfalls erzählte Sardou, er sei eines Tages Offenbach begegnet, als er sich gerade um die Zulassung zur Gesellschaft der dramatischen Autoren bewarb, und fünf Jahre lang nach diesem unglücklichen Zusammentreffen habe er kein einziges erfolgreiches Stück schreiben können. Der Komponist Ambroise Thomas war ebenfalls als „Mann mit dem bösen Blick“ berüchtigt, und wirklich haben die beiden größten Theatergenies, die Paris erlebte, mit ihrem Namen in Verbindung. Als ein berühmter „Settatore“ galt Napoleon III. und er nutzte diese dämonische Ruf recht geschickt aus. Berühmte Italiener ist diese Eigenschaft besonders oft zugeschrieben worden. So König Viktor Emanuel, den Staatsmännern Cavour, Giolitti, Sonnino u. a.

„Gedächtniskunst“.

Das Wort Gedächtniskunst ist eigentlich eine Mißbildung. Gedächtnis an sich ist eine Gabe, eine Veranlagung, die nichts mit Kunst zu tun hat. Wohl kann man durch Übung und allerlei Hilfsmittel dahin gelangen, daß man die Mehrzahl seiner Mitmenschen in der Fähigkeit übertrifft, frühere Wahrnehmungen und Vorstellungen im Bewußtsein zu erneuern und wiederzugeben. Es hat aber zu allen Zeiten Menschen gegeben, die ein für gewöhnliche Begriffe abnormes Gedächtnis mit auf die Welt gebracht haben. Gerade diese Menschen pflegt der Volksspruch als „Gedächtniskünstler“ zu bezeichnen. Ihre eigenartige Fähigkeit ist in der Regel keine allgemeine. Sie pflegt sich auf ganz bestimmte Gebiete zu beschränken, und man spricht infolgedessen von einem Zahlen-, Namen-, Sach-, Orts-, Sprachgedächtnis usw. Man hat früher wohl versucht, diese verschiedenen Arten des Gedächtnisses so zu erklären, daß bestimmte Intelligenz und damit erhöhte Aufmerksamkeit für das betreffende Gebiet für die Entwicklung maßgebend geworden seien. Damit läßt sich aber die oft beobachtete eigenartige Erscheinung nicht erklären, daß beispielsweise das Gedächtnis eines sogenannten Zahlen- oder Rechenkünstlers häufig auf allen anderen Gebieten nahezu vollständig verliert.

In den letzten Jahren hat ein Gedächtniskünstler viel von sich reden gemacht, der die Leistungen wohl aller seiner Vorgänger und Zeitgenossen auf seinem Spezialgebiete weit in den Schatten stellt. Es ist dies Dr. Külle, ein geborener Katteler, dessen Darbietungen so verblüffend wirken, daß man sogar davon gekommen ist, ihre Erklärungen in übernatürlichen Vorgängen zu suchen. Dr. Külle lernt eine Reihe von 2000 Ziffern in sechs bis sieben Stunden auswendig, eine solche von 200 Ziffern in 6 bis 7 1/2 Minuten. Er behält sich aber nicht damit, sie nach erfolgter Erlernung von vorn nach hinten aufzusagen; die Ziffern haften ihm derart im Gedächtnis, daß er in der Lage ist, sie auch rückwärts, von hinten nach vorn oder gar unter Fortlassung jeder zweiten wiederzugeben. Von acht- und zehnstelligen Zahlen schüttelt er die Quadrat- oder Kubikwurzel aus dem Handgelenk. Die einmal erlernten Zahlen, und mögen sie noch so lang sein, wiederholt er nach Wochen und Monaten vollständig richtig, sobald man ihm nur mit einer kleinen Gruppe davon an die Hand geht.

Interessant ist die Erklärung, die Külle von seiner eigenartigen Begabung gibt. Ihn „übernatürlichen“ Einfluss weist er mit Nachdruck ab. Nach seiner Darstellung ist die Sache im Gezenten sehr einfach. In seinem Kopfe lebt eine irgendwie angeordnete Zahl gleichsam als eine Vision. So wie schon ein Kind in der Regel fähig ist, ein einmal gesehenes Bild noch nach langer Zeit in allen Einzelheiten zu beschreiben, so haften in Külle's Kopfe die einzelnen Glieder der Zahlen als Einzelheiten einer klar umrissenen Zeichnung. Es ist ihm gleich, ob er diese Zeichnung, dieses Bild von links nach rechts, von rechts nach links beschreiben soll oder ob er einen bestimmten Gegenstand oder eine Folge von Gegenständen herausgreift. Das Ganze steht ihm unerrückbar fest als dieselbe Erscheinung vor Augen.

Es ist eine eigenartige Tatsache, daß sehr häufig die Denkfähigkeit eines Menschen im umgekehrten Verhältnis zur Ausbildung seines Gedächtnisses steht. Bei den phänomenalen Erscheinungen, von denen Dr. Külle ein Beispiel bildet, pflegt dies aber nicht zuzutreffen. So ist von Themistokles überliefert, daß er die Namen von 20000 athenischen Bürgern auswendig kannte. Scallier lernte den Homer in 21 Tagen auswendig, Leibniz hatte die Aeneide vollständig im Kopfe, Hugo Brocius das ganze Corpus juris. Und das sind wahrlich Männer gewesen, denen man keine schwache Denkfähigkeit nachsagen kann. Dagegen hat die moderne Psychologie in Verbindung mit der Chronologie festgestellt, daß veraltete angeblich unerklärliche Gedächtnisleistungen stets die abnorme Ausbildung von bestimmten, von Fall zu Fall verschiedenen Gehirnteilen zur Voraussetzung haben. Damit pflichtet unwillkürlich die Verflüchtigung anderer Teile des Gehirns Hand in Hand zu gehen, die, wenn wichtige Demenzzentren betroffen werden, sogar schwere geistige Defekte zur Folge haben kann, in leichteren Fällen aber nach außen überhaupt nicht in Erscheinung zu treten braucht. Umgekehrt kann eine krankhafte Umwidmung des Gehirns die primäre Erscheinung sein, so sind Fälle bekannt, daß vollkommen Blödsinnige das ganze Gedächtnis oder sogar die ganze — Bibel auswendig konnten.

Zur reellen Aufklärung der Gedächtnisphänomene wird die Wissenschaft noch einige Zeit gebrauchen. Ein wesentlicher Fortschritt ist es, daß man aufgehört hat, sie mit dem Schleiher des Geheimnisvollen zu umgeben und daß sich die, denen die Natur die eigenartige Gabe verliehen hat, den Forschern selbst zur Verfügung stellen. R. Sadeu.

Das Spiel.

Von Julius Kreis.

Der Schriftsteller Hans Kornhammer sah gar nicht so aus, wie sich junge und alte Badische einen Dichter vorstellen. Er hatte eigentlich etwas Behäbiges, Spielhüttenrathes an sich und man hätte ihm ganz gut als Vorstand eines Versicherungsbureaus, als Inhaber einer schönen Kolonialwarenhandlung oder als isolierten Weinreisenden bezeichnen können. Ein Dukendmensch!

Aber kein Leben war nach außen hin von einer stillen, behäbigen Bürgerlichkeit und Sachlichkeit. Er hatte eine umfahrende, rundliche Hausfrau, die im Wäldchenrand besser Bescheid als in der Literatur wußte, er hatte zwei wuschelige, gesunde und mit hervorleuchtenden Talenten nicht begabte Kinder. Kornhammer ging nach Feierabend etwa zum Reclen oder zum Stammtisch im „Hirschen“, wo er dem Apotheker, dem Oberlehrer und dem Amtsrichter zuhörte, wie sie die großen und kleinen Zeitläufe erörterten und über europäische Politik wie über die Notwendigkeit einer Straßenbahn-Haltestelle gleich treffende Ansichten austauschten. Bisweilen redete er wohl selbst in dem und jenem Fall ein Weilchen mit, freilich nicht mit der Leidenschaft und Dinnabe der anderen und vielleicht hätte ein scharfer Beobachter etwas wie Schalk in Kornhammers Gesicht fassen sollen, wenn er da mit dem bestigen, immer empörten oder besänftigten Apotheker über eine Angelegenheit einen Diskurs pflog.

Sin und wieder fragte ihn ein Freund, wie er an solchen Abenden Gefallen finden konnte. Kornhammer schmunzelte vor sich hin und sagte gelassen: „Se nun, es ist mir lieber als Literatur-Gedruck. Man kommt aus. Es ist wie ein angenehmes, hausbadenes, gut ausgeflissenes Feiertags-Sofa. Und übrigens, du weißt es ja — ich bin nun einmal unzeitbarer Spielbörner ... Nichts zu machen!“

In seinem Hause war er ein nicht eben unpraktischer Schwaller, kümmerte sich, ob die Winterkartoffeln rechtzeitig geerntet wurden, um die Zinsen des Bankkontos, um die Kleider seiner Kinder, schrieb dem Hausberrn wegen der

Mietsteigerung — kurz er unterschied sich in diesen Dingen in nichts vom biedereren fühlen, gewissenhaften Normalbürger. Menschen, die keine Bücher lasen, konnten sich nicht genau wundern, daß dieser, im Leben so nüchtern, fähle Mann in seinem Werk so ganz anders war. Hier in seinen Romanen war eine fähle lebendige, leidenschaftlich bewegte Gestalt, hier aus dem Leben, hier war alles von einer farbigen, unfindlichen Phantasie erfüllt. Bewegung, Handlung und Geschicknis leistungsfähig war darin. Fäden lösten und knüpften sich, und zwischen seinen Menschen war kurzweiliges Spiel...

Der Dichter Hans Kornhammer hatte seinem Jüngsten für den Weihnachtsfest eine Schachtel mit buntem bemalten Holztauren gekauft. Da waren Schächer und Hunde, Bauern, Soldaten, Bäuer, Häuler, Fische, Kälbe, Säner und Reiter, ein Laubenschlag, ein Hühnerpöhl und ein Schafstreck darin. Das und noch andere Dingelchen lagen in grüner Holzwanne verpackt, und alles duftete ganz eigentümlich, herb und süß nach Laub und Fische. — Kornhammer hatte die Schachtel vor sich auf dem Schreibtisch stehen, und der Geruch des Spielzeugs weckte die eigene Kindheit in ihm auf. Seine Finger wandelten in der grünen Holzwanne, und zielertlich nahmen sie ein um das andere Stück heraus. Er betrachtete die Fratzen, stellte sie auf, rückte sie zurecht — nahm einen Baum, ein Haus dazu — ein Hühndchen — ließ den Säner auf den Fischen sitzen und den Schächer um die Hausede kommen — nein, besser: er stellte ihn vielleicht unter den Baum und rückte daneben den Strauch und die Magd kam zum Brunnen...

Kornhammer spielte. Er hatte sich vergessen. Da lag ein ansehnlicher, geschäftlicher Brief, eine Auseinandersetzung mit einem Advokaten. Kornhammer spielte. Ein Figürchen ums andere knob und rückte er in hellem Eifer in dem Bild zurecht, armdierte Häuler und Menschen um, streifte ärgerlich und unwillig über die Stirnung des Advokaten-Brief aus dem Weg und letzte ein halb Duzend Soldaten in das Spiel.

Das Dienstmädchen trat nach wiederholtem Anklopfen leise ins Zimmer und erinnerte ihn an den Abend. Kornhammer nickte zerstreut vor sich hin und ließ ein weißes Hündlein an einem Bauern emporspringen. Es wackelte

und fiel mehrmals um; indes, den Dichter verdross keine Mühe, es mit geduldigen Spielfingern immer wieder an dem Menschen aufzurichten, und dann rollte er das kleine Wägelchen heran und umstellte es mit etlichen Wappelbäumen...

Seine Frau stand hinter ihm und lächelte. — Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und schüttelte den Kopf.

Hans! Kornhammer drehte sich mit großen Augen um. Da lag seine gute, lüge Frau etwas darin, das ihr noch nicht begegnet war. Das aus dem bärtigen, altdenkenden Mannesgesicht ihr entgegenschaut, das waren Kinderaugen, noch vom Abgang trocken, empha-beimlichen Spiels erfüllt, ernst und wie abwendend über die Störung — die Augen ihres Jüngsten, ihres Mädchens, wenn sie den Kleinen bisweilen plötzlich im Spiel anrief. Nur einen Augenblick lang lag dieser Schein noch in den Mannesaugen. Dann war es, als kehrten sie in die Wirklichkeit zurück, und sie wurden wieder die Augen des Bürgers und Ehemanns Hans Kornhammer. Er sah verlegen schmunzelnd auf den Kram am Schreibtisch.

Kindspöhl sagte die Frau, alter Kindspöhl! Und trich ihrem Mann mit leiser Bärtlichkeit übers Haar. Steht der Mensch tief im Schwabenalter, ist geistiger Arbeiter und so weiter und hat hier wie ein Spielkind...

... wie ein Spielkind, dachte der Dichter Kornhammer vor sich hin, als er die Schachtel einräumte. — Wie ein Spielkind...

Und es wurde in ihm einen Augenblick noch, daß alles Dichten Soler aus der großen Spielzeugschachtel des Lebens ist, und jeder Dichter ein Kind —

... Aber am Stammtisch im „Hirschen“ dürfte das nicht laut werden... sagte er nach einer Weile unvermittelt zu seiner Frau.

Was denn, Hansel? Ah so... na, ich meinte daß ich den Advokaten Hürmüller angenommen habe und nicht den Schwiegerohn des Bürgermeisters. Ein komischer Mann ist er manchmal schon, mein Hans, dachte die kleine Frau, und sie sah ihn so von der Seite an, ein Dichter...

Reise und Verkehr

* Bessere Vorbereitungen für den Fremdenverkehr 1922. Das München wird uns geschrieben: Für den kommenden Sommer erwartet man in Bayern einen ganz außerordentlichen starken Fremdenverkehr.

Frauen-Zeitung

* Frauen als Komponistinnen. Die Frau, die in der reprobizierenden Welt eine so große Rolle spielt, steht merkwürdigerweise als Komponistin ganz im Hintergrund.

hiner Arbeit in entscheidender Weise. Hohen Ruhm erlangte ein Buch über die Differential- und Integralrechnung von Maria Antea.

Neue Bücher

Neue Gedichtbücher.

Von den in Wiesbaden lebenden Dichtern hat Walter Hammer, Wechs ein kleines Gedichtbuch „Als ich mich verlor“ (Kiehlers Druckerei, Berlin-Weich) erscheinen lassen.

„Seinen Schmerz tragen leis und still, Nicht das Herz fragen, was es will; Warum alles kam, wasach die Wünsche bedeu? Stummend ruh'n - in sich erleben.“

Ein anderer Wiesbadener, Walter Grabenwitz, Anthroposoph und Steiner-Jünger, veröffentlicht einen Gedichtband unter dem Titel: „Abend und Morgen“ (Kiehlers Druckerei, Berlin-Weich).

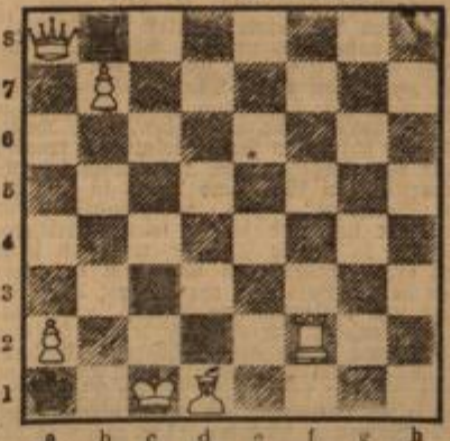
Kunter der Popelung „Der Tulpengarten“ liegt der „Vorlog der „Waldruhe an Walden“ in Wiesbaden eine Sammlung Gedichte aus dem deutschen Herod erscheinen.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von K. Wiedowweiser.

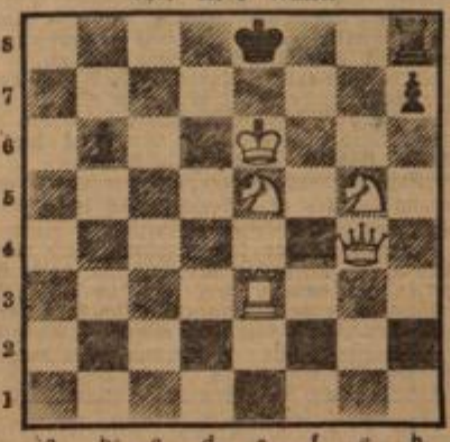
205. W. v. Holzhausen.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kc1, Da8, Tf2, Ld1, Ba2, b7; Schwarz: Kc1, Tb8.

206. A. C. White.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ke6, Dg4, Te3, Se5, g5; Schwarz: Ke6, Th8, Bb6, h7.

Nr. 204. Welche Figur anzieht, ist bald erraten; das Wobin ergibt sich erst nach einer gründlichen Analyse. Darin liegt der feine Witz und die Schwierigkeit der schönen Aufgabe.

Der Mensch im Traum, im Eheleben und im Schach.

„Dieses eigenartige Buch sucht das Traumrätsel zu lösen, die Abhängigkeit der Geschlechtsbildung und die Bedingungen des Eheglücks nachzuweisen und in interessanter Weise die philosophischen Grundlagen des Schachspiels aufzudecken.“

Schlag gab der Sammlung mit 14 wuchtigen Beispielen sehr Mitgefühl schließenden Buchhändler.

Das Heinrich Studer erschien (im Umsturz-Verlag, Wien) „Die Geburt der Venus“, eine Dichtung in zwei Gesängen.

Unter den neuzeitlichen Dichtern, die der plattdeutschen Kunst und Kultur frischen Leben abgewonnen, gehört in erster Linie der Dichter Robert Garbe.

„Selamat is' alle“ nennt Ernst Pflüger eine neue Sammlung Flugmannslieder (Helsig Sponholz Verlag, G. m. b. H., Hannover).

„Am unlichtbaren Goldsaden“ und andere Erzählungen. (Engen Salzer Verlag, Heilbronn.)

„Die andere Seite der Welt“ (Reinhold Roman, (Zwei Welt-Verlag, W. Feinberg-Strabe in Hamm) Spiritismus, Hypnose und Seelenreise, Probleme, die in diesen Tagen wieder besonders beschäftigt werden vom Verfasser in dem bereits in vierter Auflage vorliegenden Buch im Rahmen spannenber Fehlsung zu unterrichten.

„Kaf an der Reife“ nennt sich ein Gedichtbuch von Otto Lind (Alexander Hiltner, Verlag, Lüneburg); eine Kaf, die der Dichter zu einer sehr ergiebigen poetischen Tätigkeit benutzt hat.

sehr interessant (nicht etwa pikant) über die drei ihm ganz nahe beieinander liegenden Themen. Er führt uns dabei auch auf okkultes Gebiet, und es ist gar nicht so dunkel darin.

Rätsel

Problem „Glasmosaik“.



Silbenaustauschrätsel.

Von den nachstehenden Wörtern ist am Ende eine Silbe zu streichen und dafür vorn eine neue Silbe anzusetzen. Die Anfangsbuchstaben der neu gefundenen Wörter ergeben einen amerikanischen, Deutschland freundlich gesinnten Staat.

Arithmetische Aufgabe.

y = chemisches Element, y + a = wütender Sturm, y + a + x = Lötmittel, y + d = Schiffsbestandteil, y + d + e = Randverzierung

Auflösungen der Rätsel in Nr. 96.

Scherzrebus: Ein Butterschieber. — Kopfwechsellrätsel: Engel, Igel, Nase, Imme, Gitter, Kahn, Schuss, Iliar, Tonnet, Einigkeit. — Worträtsel: Prozeß.

Richtige Lösungen sandten ein: Ernst Bohmann, Friedr. Will.

Das Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.